

Arriadne

Von Hermann Bahr

In Nietzsche's „Ecce homo“ folgen auf Zarathustras Nachleben die seltsamen Sätze: „Der Mensch ist noch nicht gelitten worden! So leidet ein Dost, ein Dionysos... auch noch die tiefste Schwermut eines solchen Dionysos wird noch Dithyrambus; die Antwort auf einen solchen Dithyrambus der Sonnenereignis im Jahre wäre Ariadne. Wer weiß außer mir, wer Ariadne ist? Von allen solches Rätseln hatte niemand bisher die Lösung; ich zweifle, daß je jemand hier auch nur Näsel fahl.“ Diese Sätze werden verständlich durch das Postscriptum eines schon in der Umanachtung Nietzsche's an Burghard geschrieben Briefes: „Der Rest für Frau Cosima, Ariadne; von Zeit zu Zeit wird geäußert!“ Auch an Frau Cosima selbst schrieb Nietzsche, nach seiner Verklärung: „Ariadne, ich liebe dich!“ Nietzsche hatte die so seltsame, den Erlebnissen erst ihren Sinn ablaufende Kraft, Menschen gleich bei der ersten Begegnung mit ihnen mythisch zu sehen, war aber dann so töricht, ihnen zugunsten, sie müßten nun darum auch in ihrem täglichen Leben schon als Mythen erscheinen, während der Kluge seinen mythischen Gehalt, um sich ihn rein zu bewahren, abseits von der Gemeinheit birgt und vor ihrer Beherrschung warnt. Erfahrung hat immer eine Parodie der Idee“, warnt Goethe. Der seinen Mythos Erfahrung werden läßt, parodiert ihn und darf sich also dann nicht wundern, ihn verachtet zu sehen. Wagner, eines der gewaltigsten deutschen Beispiele mythischer Geistes, verstand ihn vorzüglich zu hüten: durch einen besonderen, ihn selber verdorrten, der Mittelwelt bequemen, den Druck seiner Bedeutung mildenden Alltagsort; es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, wenn er jähselnd mit dem dicken, schneulichen, auch seinen Genius überhöflichst bauernschlau verstandenen Anton Bruckner seine Spähle trieb. Keine Phantasie vermag sich dagegen Bruckner im Verkehr mit Nietzsche vorzustellen: Bruckner hätte ihm die Hand geküßt, und daß man sich von einem Mythos die Hand küßen lassen kann, hätte die Fassungsstärke Nietzsche's überfliegen, so wie es seine Fassungsstärke überfliegen, daß Ariadne nebenher auch noch eine Kluge Dame von Welt sein könnte. Willow war es, der Frau Cosima zur Ariadne, sich selber zum Dionysos und Wagner zum Dionysos erneuert, dabei ganz übersehend, daß diesmal ja nicht Ariadne von Dionysos verlassen werden war, sondern er von ihr und daß also von Ariadne wegen ihm, nicht ihr, geküßt hätte, von Dionysos geküßt zu werden. Für Nietzsche wurde selbst Ariadne kein inneres Stichwort zur Bewahrung von Anmut, Klang und Ordnung, von allem geheimnisvoll Begleitenden und Verleidendem in der Welt; seine ganze tiefste, sich unermüdet vorgehende Sehnsucht nach irdischer Seligkeit hat er diesem Namen zur Verwahrung anvertraut. Es war darum ein guter Einfall, das Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft (Verlag in München, Schaffhauserstr. 4) „Ariadne“ zu taufen.

Die Werke des Jahrbuchs ist Rimbauds „Bateau ivre“, das schönste von allen französischen Gedichten. Es schien mir immer durchaus unübersehbar, aber Paul Eluard's „Hohenstein“ hat es nun beinahe bewungen, so rein, daß seine Verse den Zwang gar nicht hören lassen und uns nichts von dem unaussprechlichen Gaubler schuldig stellen, der dieses Wunder von Gedicht bis in die feinsten Stellen so sehr durchdringt, daß er eigentlich auch noch den Raum zwischen den Zeilen ausfüllen und mit seiner lebendigen Kraft anfüllen könnte. Die Worte des Wortes sind unübersehbar. Dieses eine Gedicht hat ja das Antlitz der französischen Dichtung auf vierzig Jahre geprägt; sie trägt bis auf den heutigen Tag noch seine Präge. Hier ist einmal ein Dichter durch einen dämonisch wirkenden Einfall überwältigt worden und selber dann aber ebenso fahl gewesen wie sein Einfall, stark genug, ihn zum Gehörten zu zwingen. Einfall von solcher grandiosen Gewalt sind sehr selten, noch seltener ist die Kraft, Gestalt aus ihnen zu beschwören. In unserer Zeit leben wir fast immer bloß entweder Dichter mit bildender Kraft begabt, denen nichts einfallt, oder aber wieder Einfälle, deren der von ihnen überwältigte Dichter dann durch sein Gebot nicht Herr zu werden vermag. Formgefühl allein genügt ja dazu nicht, wenn es nicht für jeden neuen Einfall gleich noch wieder eine neue, bloß diesem einen Einfall gemäße, sich an ihm erst und nur für ihn allein entzündende Form beschaffen könnte. Vielleicht bringt jetzt diese „Ariadne-Gesellschaft“ in dem Namen Bemerkenswerter Lebensleistung auch deutsche Dichter wieder zur Selbstbegegnung auf das ehrene Ufer der Kunst.

Es ist in der „Ariadne“ würdig umgeben von einem schönen Aufsatz Ernst Bertram's über Nietzsche's „Die Werke des Adalbert Stifters“ und von Thomas Mann's klarer Mündiger Nietzsche's und einem bedeutenden Beitrag Wirsing's, das herausgibt, daß, in Genau den Spuren Nietzsche's folgend, dann auf der Uferfahrt nach Neapel beim Anblick des Leuchturms von Civita Vecchia auch Stenohals gedenkt, und seines Stohlfleugers: „Wie wären alte Motoren hier an meiner Stelle glänzend oder wenigstens gutredend! Aber meine Seele ist ein Feuer, das leidet, was nicht leidet. Ich brauche täglich drei oder vier Kubikfuß neuer Ideen, genau so wie ein Dampfzylinder Kohlen braucht.“ Würdiger giltet dazu: „Flamme bin ich überdies“, ohne darüber des „grundtäglichen Unterlebens“ der Bedenken zu vergessen. Sie hatten den graufamen Tiefstid in die gefährlichen Tiefen der menschlichen Natur mit einander gemein, doch Stenohals war überdies mit von sensus genit, um doch immer dann rechtzeitig von den Tiefen wieder wegzukommen und aufzublicken, bevor ihn Schwimbleis. Seine Wohnung an dem Bergfließ, den Aufstieg, ist uns Deutschen heute vielleicht notwendiger als Nietzsche's gefährlicher Tiefstid, den wir uns lieber nur in kleinen Dosen ordnen sollten. Nietzsche konnte ihn wagen, denn an ihm war alles rein; das Trübe lag ihm fern, er konnte vielleicht irren, ja sich zuweilen lodenden Irrtums freuen, aber auch im Irrtum noch, ja selbst bis in den Wahn hinein blieb ihm ein Wertgefühl, jedenfalls ein Gefühl, daß es Werte, daß es Rang, daß es Ordnung gibt.

Der bloße Wunsch danach genügt nicht. Ordnung suchen allein genügt nicht, wenn man sie nicht selber schon, oder doch wenigstens die Richtung nach ihr hat. Darum befremdet mich in diesem sonst so rein abgemessenen Jahrbuch eigentlich ein Beitrag Leo Schestow's, dem die Nietzschegesellschaft dann zu seinem schätzigsten

Händel in Ungarn

„Judas Maccabäus“

Von Siegfried Dohs

„Na, wie war's denn in Budapest?“ so fragte mich ein hochschillernder Herr aus der Musikwelt, als ich nach Berlin zurückgekehrt war. „Woh! So ein hübscher Händel & a Cardas?“ „O, wie falsch schätzt man das Musikleben in der ungarischen Landeshauptstadt ein, wenn man solcher Meinung ist!“

Daß Budapest zu den schönsten Städten der Welt gehört, darf man wohl als bekannt voraussetzen. Wenn man zum erstenmal die Andraffystraße hinuntergeht, an den Donauufer gelangt, so kann einem wohl das herrliche Bild, das sich da entfaltet, für einen Augenblick sprachlos machen. Die Menge der Prachtbauten auf dem linken, der Ofener Berg mit der Königsburg auf dem rechten Donauufer, dazwischen der breite Strom, die großen Dampfer, die ihn beleben, hübsches weiden in solcher Zusammenstellung nur wenige Plätze aufzuweisen haben. Und das ist ja, wie schon gesagt, weltberühmt, ebenso wie die Herrlichkeiten der Blagareneinsel, auf der man sich mitten im Strom eine Stunde weit an großartigen Hotels und Vergnügungsfestlichkeiten hin in einem musterhaft gepflegten Park ergehen kann.

Also ich war eingeladen worden, in Budapest Händel's „Judas Maccabäus“ aufzuführen. Der spiritus rector der christlichen Angelegenheiten dort ist der an der königlichen Oper angestellte Kapellmeister Emil Sichtenberg. Sein ganzes Tun und Lassen steht im Dienste eines rein idealen Strebens, und er hat es nicht immer leicht, bei dem temperamentoellen Volke, das er befehligt, die Fäden in der Hand zu behalten. Um so bewundernswürdiger ist, was er erreicht hat. Sein Chor, wie auch das Orchester — alle Achtung! Was das Orchester anlangt, so besteht dort ein Brauch, der mir aus meiner Vaterstadt Frankfurt a. M. aus früherer Zeit schon bekannt war, nämlich die Einrichtung, daß es bei besonders gut ausgeübten Sinfonien erlaubt werden kann, mitzuspülen, wobei ich natürlich vollkommen allen für die Sinfoniker geltenden Anordnungen zu unterwerfen haben. Bei der außerordentlich großen Multifaltigkeit der Ungarn geriet das der ganzen Sache nicht allein nicht zum Schaden, sondern die Energie des Ausdrucks wird durch diese Hospi-

tanten eher noch gesteigert. Man kann es ja den Musikern nicht verdenken, wenn sie hier und da von dem vielen Tagesdienst angeknagelt sind und ihre Spannkraft eben durch diese Anstrengung leidet. Die Hospitanten dagegen sind immer frisch, munter und darum als ein durchaus willkommenes Ferment in der großen Masse zu begrüßen. Es sind in Budapest auch Damen darunter und bei einer von diesen habe ich mich gründlich blamiert. Wir spielten ein ausgezeichneter Streich und im besonderen die scharfe Mythenstimme auf, mit der sie musizierte. In der Pause während einer Probe ging ich auf sie zu und machte ihr mein Kompliment über ihre Art zu spielen, wobei ich bemerkte, daß sie eben das ungarische Temperament und die starke Multifaltigkeit verleihe. Aber was erhielt ich zur Antwort? „Aber, Herr Professor, ich bin ja gar keine Ungarin; ich bin aus Berlin und nur nach Budapest verbeiratet.“ In Berlin bin ich Schülerin von Professor Varnas gewesen.“ Da hatte ich's nun mit meiner Bemerkung des ungarischen Musikstils!

Aber dennoch! Es ist schon etwas an der Tatsache, daß die Ungarn für besonders multifaltig gelten. Unter deutscher Händel hatte dort wirklich seinen Grund, sich zu besagen. Er kam genau so majestätisch und königlich heraus wie nur irgendwo in unserem Reich. Am Abend vor unserer Auf-führung hatte ein Konzert unter Furzwängler's Leitung, und es war mir keine geringe Freude, als ich am Vormittag am Donauufer Luftwandeln, dort die Herren unseres Philharmonischen Orchesters traf. Daß Furzwängler und die Philharmoniker enthusiastisch gefeiert wurden, bedarf kaum der Erwähnung. Die Menschen sind ja eigentlich in der ganzen zivilisierten Welt ziemlich gleich. Nur die Art, wie sie ihre Empfindung äußern, ist eine wesentlich verschiedene. Dort ist sie subtiler, hier ist sie mehr schreiend. Aber nicht die Vielfaltsart erleidet sie, wie wir sie in Budapest kennen lernten, der hat überhaupt keinen Begriff davon, was ein impulsiv losbrechender Enthusiasmus im Konzert bedeutet.

Denn man es feststellen kann, daß an zwei aufeinanderfolgenden Abenden in zwei bis auf den letzten Platz gefüllten Sälen die Zuhörerschaft nicht erste deutsche Musik in eine nicht mehr zu überbietende Begeisterung geriet, dann wird man wohl mit der Behauptung nicht sehr gehn, daß die Musik, die wir mit Stolz, die unsere nennen, nicht nur in Deutschland ihren Boden findet. Wenigstens gehört Budapest sicher zu den Orten, an denen sie geliebt und verstanden wird.

Der Burenhut

Von Friedrich Raff

Immer wieder, wenn mich ein Mensch, an den ich gelaugt habe, im Stich läßt, wenn er mich verrät und damit sich, wenn ich mir klar darüber werde, daß sein letztes Gesicht das erste echte und darum bleibende ist, muß ich an Karl Zsch denken. Es wird zwar von uns Menschen gesagt, daß wir nur darum das Leben ertragen, weil unsere Einnahme mehr am Schönen, denn am Nützlichen hängen bliebe, aber das ist auch nur eine jene Gemeinplätze, die längst ausgetreten sind. Gewiß muß Karl Zsch in vielen Stunden meiner Kindheit ein wackerer Lebensheld eben dieser Augen gewesen sein, sonst hätte ja das Bittere nicht so bitter geschmeckt — der Herr Spiegel, den er zerbrach, mußte vorher hell und freundlich gestrahlt haben.

Und schwer fällt es, in der Erinnerung, auf der nur noch der letzte Schatten liegt, die Sonne aufzublenden, die zuerst unserer Anabenfreundlichkeit schien. Ja, wir lernten zusammen die Aufgaben, wir spielten Lehrer und Schüler, verrieten uns Verstecke in Höfen und Kellern, die wir sonst niemand preisgaben, wir wußten uns in Dinge ein, über die unsere Eltern hinwegsprachen und die seltsam und groß uns dünnten, die ebenso feierlich wie feindlich am Horizont standen, noch den andern gehörten und doch auch schon uns angingen.

Ich weiß, meine Verwandten schenken mir damals einen Burenhut aus braunem Packpapier mit breiter Krempe, er sah aberterlich aus, etwas war an ihm von jenem feinen Volk in Afrika, das wir bewunderten und liebten, und dessen Schicksal kriegerische Träume erfüllte. Einen solchen Burenhut hatte nur ich, und ich war darum in vielen Spielen der Hauptmann, der Anführer, der Held. Stolz und kühn leckte ich ihn auf und trug ihn unverfehrt aus den wilden Schlachten zwischen der Bürgergasse und dem Königszing nach Hause.

Dann wurde Karl Zsch krank, man bangte um ihn, es kamen Tage der Angst, in denen die Erwachsenen uns sich näher und menschlicher zeigten, in denen sie plötzlich mehr die Erhabenen und Herrlichen waren, sondern Schüler wie wir, Schüler eines unzuverlässigen Schicksals, Abhängige eines herrlichen Weltplans.

Karl aber genas, und das erstmal, als ich ihn wieder besuchte, brachte ich ihm meinen Burenhut mit und schenkte dem Freund damit mein größtes und kostbarstes Heiligum. Karl sah mich mit leuchtenden Augen an. Er verzicht mein Opfer mit dem tollbarsten arabischen Fleiß, das der Götter unserer Anabenbilder in seinem Stal hatte und großmütig dem wackeren Alimor mit auf den Weg gibt. Karl sah meine Hand und hielt sie lange. Wir verstanden dann reich unsere Nahrung voreinander, und ich weiß nur, daß es mir doch einen kleinen Stich gab, als der geneigte Freund zum erstenmal wieder auf der Straße auftauchte, den Burenhut kühn und waghalsig ins Gesicht gerückt.

Ein kleiner, unbedeutender Vorfall entzweite uns. Die heißen Flammen zweier leidenschaftlicher Anabenheelen loberten empor. Stolz und Unnahgibtigkeit auf beiden

Geburtsdag überdies noch eine deutsche Ausgabe seiner „Potestas clavium“ befehlet. Den Reiz der Leidenschaft, mit der dieser Hufe nach Wahrheit ringt, durchaus nicht verkennend, kann ich mich doch der Sorge nicht erwehren, daß er in dieser gewaltigen Scheidung der Geister, die dem jetzt wirkenden Geschlecht auferlegt ist, in der Scheidung der verwirrenden Geister von den anderen, uns nicht hilft. Er ist ein von neuem angeregter Anreger. Er ist ein unablöslicher Sauer, um das Suchens willen, so wie Leistung immer nur süßen wolle, sich unwürdig fühlend, die Wahrheit zu finden.

Vieles Suchen bloß um der Lust am Suchen selbst haben uns anderthalb Jahrhunderte bis zur Neige auskosten lassen. Uns verlangt jetzt wieder das Geweihte, das Rechte gefunden zu haben, um es an uns anzuhängen, und durch unser Dasein darzutun, und durch unsere Art zu verleben. Das Dynamische, das in Leistung mit so gewaltiger Übersicht nach Luft rang, soll uns nun endlich gebändert stattdessen Weils, schwelender Geist in Gestalt beruhigt, der Strom von Ahnungen seines Ufers gehoramt werden. Verlassen wir nicht, daß es Artemis ist, die weiche Schwelcher Apollon, von der Ariadne geküßt wird! Und wenn Nietzsche von Dionysos zerrissen wurde, so war es die Macht des Gottes an dem Beritter, den er sich entgleiten und schon den Blick der Sehnsucht dem Apoll zuwenden falls.

Nietzsche war der Ueberwinden alles Ueberwindlichen. Wir haben uns lange bloß immer an seiner Kraft des Verneinens betraut, aber wenn der Schutt erst bereinigt weggewirgt sein wird, wird uns das alte Wahre, das Beständige, das Dauernde von neuem in seiner unüberwindlichen Herrlichkeit erschauen. „Das alte Wahre, daß es an!“ Nietzsche's konnte der Mahnung Goethe's nicht gehorchen, denn es war rüms von blenden, alle Kraft lähmenden, tödlichen Nerven umfließt, die durch ihn erst gerufen werden mußten, um den Blick in die Wahrheit einzulassen, in die ewige, unüberwindliche, getreue Wahrheit. Wir sind Nietzsche noch viel zu nah, wir können den Sinn seiner vielen Verwandlungen noch kaum ganz fassen, wir hören aus seinen Verneinungen noch immer nicht rein und fast genug die volle Gewalt des ungeheuren Ja heraus, zu dem sie von Anbeginn kamen. Er hat uns erst alle die Scheinwerte der Zeit entwertet und wozon sie bloß noch entstellte, verwischte Falschmünzen sind, erkennen lehren müssen, bevor wir des reinen Begriffs der ewigen Wahrheit und Schönheit wieder mächtig werden konnten.

Anekdoten. Franz Blei veröffentlicht eine Reihe von Anekdoten, von denen wir als Kostproben die folgenden mitteilen: Ein berühmter Arzt behauptet, D e r e d e r s e h e n u e m p f i n d l i c h g e g e n l e i d e n d e S c h m e r z e n . W e n h e g w e i s t d i e B e h a u p t u n g , d a n n p r o b i e r t e s i n d e m e i n e m Q u a d r a n t e n a n e i n e m a d l f a c h n a u m d e r a u s . D e r A r z t n ä h e r t s i c h m i t e i n e m g l e i c h e n E i s e n . D e r N a u m d e r e r f ü l l t . „D o r e n E s n i c h t a u f i h n , r u f t d e r A r z t , e r i m u l t i e r t !“ D e n T h e a t e r d i r e k t o r R . f r a g t e j o m a n d , o b e r s c h e i n t l ä c h e , d a ß i h n f e i n e G l ä u b i g e r a u f d e r S t r a ß e a r r e t i e r e n k ö n n t e n . „N e i n ,“ s a g t e R . , „d a s k a n n n i c h t s e i n . I c h f a h r e i m A u t o , u n d m e i n e G l ä u b i g e r g e h e n a l l e z u F u ß .“ A l s d e s s t e r b e n d e n B a r o n K ö n i g s w a r t e r a n s e i n e n S o h n : „U n d d a n n , s e i l i e b e n s w ü r d i g . . . d a s t o s t e t n i c h t s .“ D r e i T a g e l a n g n ä h e t e d a s P e l i k a n m ä n n c h e n s e i n e J u n g e n m i t s e i n e n E i n g e w e i d e n . A m d r i t t e n T a g e s c h r i e d a s j ü n g s t e : „W a s ? S o h n w i e d e r G e d ä r m e ?“